

ZEITZEUGEN

MITTEILUNGSBLATT DER ZEITZEUGENBÖRSE HAMBURG

Betteln und
• Hausieren •
verboten!

Liebe Leserinnen und Leser.

Heutzutage sind wir alle gewarnt: Bloß keine Haustürgeschäfte abschließen! Zu oft wurden wir von Geschäften mit Versicherungs- und Telekommunikations-Vertretern gewarnt oder haben halbseidenen Spendensammlern die Tür geöffnet. Selbst Unternehmen mit großem Namen bedienen sich häufig sogenannter Drückerkolonnen und tragen zum schlechten Ruf dieses Gewerbes bei.

Dass das Hausieren früher durchaus ein alltägliches und durchaus ehrenwertes Gewerbe war, wird durch sechs Beiträge in dieser Ausgabe deutlich. Die gegenwärtige Entwicklung lässt die Scherenschleifer von

damals ohnehin als sehr umgängliche Vertreter in einem anderen Licht erscheinen: Das Klingeln an der Tür ist seltener geworden; dafür werden wir in der eigenen Wohnung durch anonymes und aggressives Telefonmarketing und durch das Internet direkt „belästigt“.

Mit dem Thema „Ich bin dann mal weg“ starten wir in dieser Ausgabe mit drei Beiträgen. Eingebettet in besondere gesellschaftliche Umstände, beschreiben Zeitzeugen, wie sie „Reißaus“ genommen haben.

Viel Spaß beim Lesen!

Ihre Redaktion

*Thema: „... und dann habe ich Reißaus genommen“**„Bloß weg hier!“**(1943, 1947, 1966)***1943.**

Nein zu sagen, wenn einem etwas befohlen wird, auf die Idee ist wohl keiner von uns Pimpfen damals gekommen. Willig haben wir uns einspannen lassen für alles, was angeblich wichtig war: Wir haben Lumpen gesammelt, Knochen, Altpapier und Heilkräuter, und wir sind mit der Sammelbüchse losgezogen und haben die Passanten angebettelt. Es war ja für einen guten Zweck!, glaubten wir.

Eines Tages wurde ich dazu vergattert, Zeitungen zuzustellen. Die jungen Männer, die das früher gemacht hatten, kämpften an der Front! Da durften wir in der Heimat nicht nachstehen. Ich bekam einen Stapel in die Hand gedrückt und einen Zettel mit Adressen.

Das Problem: Die Empfänger waren ebenfalls Soldaten, vermutlich in der Ausbildung. Jedenfalls waren alle in Kasernen untergebracht: Gebäude A, B, C, D; hier im 4. Stock, Unteroffizier Müller, Zimmer 423, da im 1. Stock, Gefreiter Kunze, Zimmer 117 ... Es war dunkel. Die kaum beleuchteten Backsteingebäude wirkten bedrohlich. Eins sah wie das andere aus. Mich beschlich ein ungutes Gefühl. Ich fragte mich durch, verstand nicht, fand nicht, verlief mich – und gab irgendwann auf, legte die Zeitungen irgendwo hin, dazu die Adressen.

Ich weiß nicht mehr, wie ich nach

Hause gekommen bin. Ich hatte hohes Fieber, meine Mutter steckte mich ins Bett, beschwerte sich bei der HJ-Führung (was mir missfiel) – und bekam sogar Recht. Das sei einem zwölfjährigen Jungen nicht zuzumuten gewesen.

1947.

St. Pauli, Hamburger Berg, „Schwarzer Markt“, ein Abend im Winter. Irgend etwas hatte meine Mutter eingetauscht. Sie bekam Kartoffelmarken dafür. Unter einer Laterne betrachtete sie ihren Tausch, stieß mich plötzlich an und rief: „Lauf, Junge! Lauf, so schnell du kannst!“ Sie selbst tat es mir nach. Ich habe nie gewusst, dass sie so schnell laufen konnte.

Als wir weit genug weg waren, blieb sie stehen. „Er hat sich“, rief sie außer Atem, „der Mann hat sich versehen! Er hat mir die doppelte Menge Marken gegeben!“, strahlte sie.

1966.

Einkaufen ist im Prinzip kein Problem für mich. Wenn es nicht gerade Blumen sind. „Such mal was Schönes aus, du weißt doch, was Tante Martha gefällt!“

Noch schlimmer ist es mit Fleisch oder Wurst vom Schlachter. Wenn ich da keine ganz genaue Anweisung bekomme, werde ich unsicher, auch heute noch. Damals aber, ich war Mitte dreißig, hatte ich viel weniger

Erfahrung. Ich sollte 24 Scheiben Roastbeef mitbringen, wir erwarteten Besuch. „Aber schön saftig, du weißt schon!“ Ja. Nö. Saftig. Wie sieht das aus? So jedenfalls nicht, wie bei dem Schlachter in Langenfelde. Ich hätte lieber nach Eimsbüttel gehen sollen. Zu spät! Der Schlachter schnitt und schnitt, ich zählte mit und wagte nichts zu sagen. 20, 21 ... Was ist, wenn der behauptet, das sei ganz frisch? 22, 23 ...

„Ach, Entschuldigung! Ich habe was vergessen – bin gleich wieder da!“ Mit diesen Worten rannte ich aus dem Laden und fuhr zu dem anderen Schlachter nach Eimsbüttel. Dort bekam ich tatsächlich richtig saftiges Roastbeef, den Unterschied erkannte sogar ich. Diese Schlachtereier existiert übrigens heute noch, im Gegensatz zu der in Langenfelde. Alles meine Schuld?

Claus Günther

Kleiner Ausreißer

(1935)

Die Harburger Schützengilde existiert seit 1528, und das Vogelschießen ist für Harburg ein besonderes Ereignis. Für mich als Dreikäsehoch – ich war vier Jahre alt – hatten die Karussells und die Buden, die aus diesem Anlass auf dem Schwarzenbergplatz aufgebaut waren, eine besondere Anziehungskraft. Welch farbenfroher Zauber, und dann die Leckereien und die Luftballons – herrlich!

Wir wohnten damals in der Wallstraße (heute: Am Wallgraben), ganz in der Nähe. Einfach nur den Berg hoch, schon war man da! Ich konnte die Musik hören und den köstlichen Duft riechen, wenn der Wind zu uns herüberwehte.

„Mutti, wann gehen wir denn zum Vogelschießen? Achim war schon da, sagt seine Mutter.“

Aber Mutti hatte keine Zeit, und Vati musste arbeiten. Sonntag vielleicht, so wurde ich getröstet. Und

was ist heute? Dienstag. Das dauert noch sooo lange! Und wenn dann schon alles weg ist? Ach was, nun geh man spielen.

Na gut. Aber bei Achim war keiner zu Hause, und auch sonst sah ich kein anderes Kind. Wie langweilig! Vielleicht waren die Kinder alle oben auf dem Schwarzenbergplatz? Bestimmt sogar! Und so machte ich mich auf den Weg.

Es war später Nachmittag. Die Lichter der Buden und der Karussells zogen mich magisch an. Ich konnte mich kaum satt sehen. Wenn mir nur nicht so viele große Leute die Sicht versperrt hätten! Ich drängelte ein bisschen, und da sagte eine Frau: „Ach, kuckt doch mal den Kleinen. Der kann ja gar nichts sehen!“

Da ließen sie mich durch, und ich stand ganz vorne.

Das probierte ich auch anderswo. Und es klappte! Auf einmal sah ich

Achim, Achim mit seinem Vater. Achim fuhr Karussell. Er saß in einem Feuerwehrauto. Ganz alleine. Da wäre ich gern mitgefahren. Der war nun schon zum zweiten Mal hier, der Achim, und wir noch nie.

Wie groß hier alles war! Ich wusste gar nicht mehr, wo der Weg begann, den ich zurückgehen musste. Aber es gab ja noch so viel Spannendes! Inzwischen war es dunkel geworden, doch ich hatte keine Angst. Ich hoffte immer, einer von den Erwachsenen würde mir mal ein Lebkuchenherz spendieren oder ein Eis oder eine Karussellfahrt. Das hätte ruhig mal jemand tun können!

Langsam leerte sich der Platz, und ich kam besser an alles ran. Es war wohl schon ziemlich spät geworden. Plötzlich kamen zwei Polizisten auf

mich zu. Einer beugte sich zu mir herab und wollte wissen, wie ich heiße, und als ich ihm geantwortet hatte, nahmen mich beide in die Mitte und sagten, meine Mutter würde da hinten auf mich warten. Dann hatte sie jetzt also Zeit? Wie schön!

Doch als ich dann vor ihr stand, wischte sie sich Tränen aus den Augen und nahm mich ganz fest in die Arme. Dann sagte sie, dass wir gleich morgen wieder hierher gehen und dass Vati zu Hause warten, aber bestimmt nicht schimpfen würde. Ich aber musste ihr versprechen, nie, hörst du, niemals wieder wegzulaufen. Den Gefallen tat ich ihr natürlich, obgleich ich die ganze Aufregung nicht so recht verstand.

Claus Günther

(Wander-) Vogelfrei

(1943-1951)

In meinem Leben gab es zwei plötzliche Veränderungen.

Aufgewachsen bin ich in Hannover mit meiner Mutter, meinem Stiefvater und meinem jüngeren Bruder. Die erste große Veränderung gab es mitten im Krieg: Am 9./10. Oktober 1943, während eines schweren Luftangriffs, wurden auch wir „ausgebombt“. Wir mussten Hannover verlassen und wurden in die beschauliche Kleinstadt Hannoversch Münden umgesiedelt. Dort wurden die Ausgebombten aber nicht gerade mit offenen Armen aufgenommen. Es dauerte lange, bis wir

eine annehmbare Wohnung erhielten.

Die Zeit bis zum Kriegsende und die ersten Jahre nach dem Krieg waren allgemein sehr schwierig. Ich wurde Ende März 1945 im Alter von 13 Jahren aus der Schule entlassen, wusste aber nicht, was ich danach machen sollte. Ich hatte auch keine Vorstellung von Berufen: Lehrer, Pastor oder Ingenieur und Soldat, das waren Berufe, mit deren Bezeichnungen ich etwas anfangen konnte.

Zu tun hatte ich aber mehr als genug: Lebensmittel hamstern, allgemein „organisieren“ genannt, Holz

zum Heizen aus dem Wald holen, der aber leergefegt war, und das Holz musste geklaut werden.

Langeweile kam nie auf. Schließlich verlangte das Wirtschaftsamt von mir ultimativ „Arbeit“ aufzunehmen, denn sonst würden mir die Lebensmittelkarten gesperrt.

So begann ich im März 1947 aus Ermangelung von etwas anderem mit einer Maurerlehre. Das Geld, das ich als „Stift“ bekam, steckte mein Stiefvater vollständig in seine Tasche, denn für den war ich kein Sohn, sondern eher eine lästige Verpflichtung. Er schikanierte mich, wo er konnte, wollte mir z. B. das Lesen verbieten; ich sollte statt dessen etwas Nützliches tun.

1948 war ich mit einem Jugendverband in Kontakt gekommen, dem „Wandervogel“. Sehr bald war ich nicht nur Mitglied, sondern führte eine eigene Gruppe. Mein Stiefvater versuchte immer wieder, mir Wochenendfahrten und andere Aktivitäten zu verbieten, aber ich kümmerte mich nicht darum.

1951 wollte ich mit einer eigenen und der Gruppe aus Bad Lauterberg auf Großfahrt (drei Wochen) durch den Harz gehen. Mit Hilfe des Mündener Jugendamtes hatte ich beim Arbeitsamt, ich war arbeitslos, Urlaub beantragt, aber meinen Eltern davon nichts erzählt.

Nach der Fahrt, die sehr gut verlief, musste ich mein Geld vom Arbeitsamt holen. Mein Stiefvater hatte davon Wind bekommen; er wollte mein Geld abholen. Ich sah den Mann rechtzeitig, kletterte beim Amt durch ein Toilettenfenster und verschwand. Per Anhalter trampelte ich nach Ostwestfalen, suchte und fand auch dort Arbeit als Maurer.

Der „Alte Herr“ war wütend, ging zum Jugendamt und beschimpfte mich als Jugendverderber und wollte mich von der Polizei zurückholen lassen. Der Jugendpfleger kannte mich sehr gut, denn ich war der Führer aller WV-Gruppen in Münden. Er ließ ihn auflaufen und sagte ihm, da ich 20 Jahre alt sei, könne ich selbst bestimmen, wo ich mich aufhalten wolle. Dies sei gesetzlich so geregelt.

In Herford fand ich bei einer alten Dame nach einiger Zeit im Zentrum der Stadt ein Zimmer. Binnen kurzer Zeit hatte ich auch dort eine Jungengruppe von 13 bis 18-Jährigen, anders konnte ich mir mein Leben nicht vorstellen.

Nun war ich vollkommen frei. Ich tat, was notwendig war und was mir gefiel. Endlich redete mir niemand in meine ureigensten Dinge hinein.

Das Leben war richtig schön!

Manfred Köhne

Nachfolgendes Thema: „Haustürgeschäfte“

Ab der nächsten Seite.

*Menschen im Treppenhaus**(1930 und später)*

Aus meinen Kindertagen in Schwerin erinnere ich das Leben in unserem Treppenhaus ganz anders, als ich es jetzt als Rentner in Hamburg erlebe.

In unserem Mietshaus ging es damals sehr lebhaft zu. Telefon im Hause hatte niemand und an etwas wie Internet dachte noch keiner. Jede Nachricht, jede Mitteilung wurde durch Besuch oder Postbrief übermittelt. Der Briefträger ging mehrmals am Tag durch das Haus und warf in jeder Etage Briefe und Postkarten in die Briefschlitze der Wohnungstüren, brachte auch überwiesene Geldbeträge und die Rente, ja, sogar Päckchen – er kannte uns und wir kannten ihn.

Bevor die Nazis regierten, fiel es auch nicht auf, wenn Scherenschleifer oder Händler mit Kurzwaren, Sicherheitsnadeln, Druckknöpfen oder sonstigen Kleinigkeiten ihre Dienste an der Wohnungstür anboten. Dazu gesellten sich aber auch viele Bettler, die an der Hauswand auf der Straße ganz gezielt besondere Kreidezeichen anbrachten, an welcher Stelle sie Geld, Kleidung oder Essen erhalten könnten. Wir Bewohner sahen diese Zeichen natürlich auch, konnten sie meistens aber nicht identifizieren. Aber Hungernden halfen wir! Mehrmals in der Woche schlürften diese armen Schlucker auf den Stufen im Treppenhaus eine warme Suppe.

In unserer Familie sorgte meine Großmutter dafür, dass solche Leute möglichst nicht fortgeschickt wurden, sondern eine warme Mahlzeit heraus-

gereicht bekamen. In die Wohnung wurden diese Menschen meistens jedoch nicht hineingelassen.

Trotzdem hatten wir aber auch einen „festen“ arbeitslosen Esser – Jonny hieß er – der sich regelmäßig und immer höflich an einem bestimmten Wochentag einstellte, mit uns am Tisch aß und anschließend noch gerne in unseren Büchern las. Irgendwann soll er mal Student gewesen sein. Aber Arbeit war in jenen Jahren knapp. Es gab noch weitere Familien, zu denen er an bestimmten Tagen kam. An Jonny denke ich gerne zurück.

Besuche von Versicherungsvertretern, wie heute so oft, entsinne ich dagegen nicht.

Nach 1933 wurde es ruhiger im Haus. Gelegentlich wurde ein Staubsauger angeboten, den wir aber nicht nahmen, obgleich wir schon Stromanschluss hatten. Genau erinnere ich Besuche von Nazimitgliedern, die sonntags Geld sammelten, warben – oder schnüffelten, ob wir am monatlichen „Eintopfsonntag“ auch wirklich Eintopf aßen. Diese Menschen guckten sogar in unsere Kochtöpfe hinein.

Es gab damals also ein reges Leben und Treiben in den Treppenhäusern. Ich könnte sicher noch viel darüber erzählen, wenn ich in der Zeit schon älter und verständiger gewesen wäre. Aber was interessierten damals mich kleinen Jungen die Menschen im Treppenhaus! Nur die Bettler taten mir manches Mal leid.

Karl-August Scholtz

„Betteln verboten!“

(1936, 1938, 1945, 1947)

Über Unliebsames an der Haustür

1936.

In den dreißiger und vierziger Jahren hing in vielen Hausfluren und Tor-durchgängen ein Schild: BETTELN UND HAUSIEREN VERBOTEN!

Ich erinnere mich an einen kalten Wintermorgen. Ich hatte meine Oma besucht und bei ihr geschlafen. Als es an der Haustür klingelte, rannte ich hin, weil ich glaubte, meine Mutter käme mich abholen. Doch als ich öffnete, erblickte ich eine ältere, mollige Frau, an der Hand ein Mädchen, kaum älter als ich. Ich ging noch nicht zur Schule. Sofort waren die zwei in der Veranda, beide barfuß auf den Steinfliesen, und das bei der Kälte! Das Mädchen tat mir leid, doch die Alte griff schnell nach meiner linken Hand und blickte hinein. „Gute Hand“, murmelte sie. „Langes Leben.“

In diesem Moment kam meine Großmutter in die Veranda. „Lassen Sie sofort den Jungen los! Raus hier, raus!“ Ich begriff das nicht. „Aber das kleine Mädchen, Oma!“ Sie erklärte es mir. „Das sind Zigeuner, weißt du? Wenn man denen etwas gibt, kommen sie immer wieder. Und sie klauen! Bei Frau Müller nebenan, die kennst du ja, da waren sie auch, und nachher fehlte deren Portemonnaie.“ (Übrigens: Rosa hieß die ältere Zigeunerin, wie ich Jahrzehnte später erfuhr. Sie wurde von den Nazis umgebracht, und die Kleine auch. Aber das ist eine andere Geschichte.)

1938 wurde ich Zeuge eines Gesprächs. „Keine Ahnung, wo das noch hinführen soll. Aber er hat wenigstens die Bettler von der Straße geholt.“ Er, das war Hitler, unser Führer und Reichskanzler. Wohin die Bettler gekommen waren, danach fragte keiner. Ich war erst sieben oder acht, und „wo das noch hinführen soll“ – was damit gemeint war, das wusste ich auch nicht.

1945.

Nie im Leben hätte ich gedacht, dass ich selbst einmal betteln würde! Doch in den ersten Nachkriegswochen, die wir vierzehnjährigen Harburger noch in der Kinder-Land-Verschickung in Bayern verbringen mussten, war es einerseits Hunger, der uns an die Türen der Bauern klopfen ließ, andererseits war es für uns eine Art Sport: Wer ergatterte wo, was und wie viel?

1947.

Hunger kennt keinen Stolz. Als ich im Sommer des zweiten Nachkriegsjahres erfuhr, dass an einem bestimmten Tag in der Woche, morgens um 4 Uhr 30, ein Zug mit britischen Soldaten in den Harburger Bahnhof einfuhr und die Soldaten geschmierte Stullen aus dem Fenster werfen würden, bin ich mit meiner Mutter hingegangen. Tatsächlich haben wir ein Lunchpaket erwischt!

Ich weiß nicht, wer sich mehr geschämt hat, dies vom Bahnsteig aufzusammeln, meine Mutter oder ich.

Auf dem Weg nach Hause aber liefen wir einer Polizeistreife in die Arme. Wir wurden gefragt, was wir um diese Zeit auf der Straße zu suchen hätten und ob wir nicht wüssten, dass Ausgangssperre sei. Das Brot wurde beschlagnahmt, und es folgten eine

Anzeige und eine Geldstrafe. Aber was war damals schon Geld gegen das verlorene Brot! Ich sehe es noch vor mir: Weißbrot, dick mit Butter beschmiert und mit Käse belegt...

Claus Günther

Parteienwerbung an der Haustür

(1938)

Meine Mutter und ich wohnten seit dem Frühjahr 1938 in Altona. Ich war 15 Jahre alt und ging noch zur Schule. Meine Mutter arbeitete im Finanzamt. Sie war die Tochter eines von den Nazis ins Konzentrationslager Fuhlsbüttel gebrachten Sozialdemokraten und hatte deshalb eine tiefe Abneigung gegen die NS-Partei. Dieser Hintergrund war mir damals aber nicht bekannt. Auch in unserer neuen Umgebung wussten davon nur wenige.

Eines Nachmittags stand Frau Schmidt aus dem Nebenhaus vor unserer Tür mit einem freundlichen Lächeln und einem Formular in der Hand. Mami war noch im Dienst, aber Frau Schmidt fand das gar nicht schlimm. Sie wollte nur das Formular ausgefüllt und unterschrieben haben, das könnte ich ja für meine Mutter erledigen. Es war ein Aufnahmeantrag in die NS-Frauenschaft.

Ich fand das toll, dass man meine Mutter dort aufnehmen wollte. Ich wäre doch auch so gern in den BDM (Bund Deutscher Mädchen) gegangen! Das hatte meine Mutter jedoch immer verhindert.

Ich füllte nun das Formular mit den Daten meiner Mutter aus und unterschrieb mit ihrem Namen. Frau Schmidt entschwand schnell und freudig mit dem Original und ließ die Kopie zurück.

Um fünf Uhr nachmittags kam meine Mutter heim, und ich zeigte ihr beglückt die Kopie des Aufnahmeantrags. Meine Mutter starrte auf das Formular und auf ihre, bzw. meine Unterschrift.

Und dann ging das Donnerwetter los! Nun lernte ich – zum Glück im engsten Familienkreis –, dass man niemals die Unterschrift eines anderen benutzen darf, dass dies strafbar ist. Mami nahm die Kopie und mich bei der Hand und rannte mit mir ins Nachbarhaus zu Frau Schmidt.

Die hatte das Original glücklicherweise noch im Hause. Nachdem sie eine geharnischte Belehrung über gefälschte Unterschriften schlucken musste, gab sie es wortlos zurück.

Zuhause zerriss meine Mutter das Formular und ermahnte mich, hieraus eine Lehre zu ziehen. Meine Mutter schaffte es, bis zum Kriegsende in keine Organisation einzutreten, ob-

gleich sie im Finanzamt oftmals dazu aufgefordert wurde. Die Quittung dafür war jedoch, dass sie jedes Mal zur Post dienstverpflichtet wurde, wenn man von dort Personal vom Finanzamt anforderte, meist zum Briefe sortieren.

1946 wurde im Finanzamt Steinstraße, Hamburg, die Entnazifizierung durchgeführt. Meine Mutter ging frisch und frei in das Büro des britischen Offiziers, der die Vorgeladenen vernahm. Die erste Frage lautete: „Waren Sie in einer nationalsozialistischen Organisation?“ Sie konnte es guten Gewissens verneinen.

Der Offizier blätterte in ihrer Akte, stutzte und sagte: „Aber Sie waren ja in der Deutschen Arbeitsfront!“ Meine Mutter fiel aus allen Wolken, ließ sich die Akte zeigen – und richtig – da war ein Aufnahmeformular mit einer eindeutig gefälschten Unterschrift. Ein Kollege hatte ihr damit ohne ihr Wissen eine goldene Brücke bauen wollen. Natürlich verzichtete sie auf eine Untersuchung und Anzeige, denn dies war ein Freundschaftsdienst. Sie wurde als „unbelastet“ eingestuft.

Lore Büniger

Verkauf oder Tausch an der Haustür (1945-1947)

Nachdem ich die Erfahrung mit Abos von Zeitschriften an der Haustüre gemacht hatte, musste ich gegen meine Gutmütigkeit vorgehen. Durch meine Sprechanlage sage ich nun alles ab.

Nach unserer Flucht wohnten wir in Allwörden bei Freiburg an der Elbe in Kehdingen bei einem großen Bauern. Als zwischen 1945 und 1947 die Armut sehr groß war, gingen viele Menschen von Tür zu Tür betteln. Überwiegend waren es Tauschgeschäfte von Ausgebombten in den Städten, die noch etwas aus ihrem Haushalt bei der Ausbombung gerettet hatten.

Auch zu Bauer Meyer kamen sie und boten Teppiche, Bettwäsche, gute Schuhe und Taschen und vieles mehr an. So gingen sie von Hof zu

Hof, von Haus zu Haus.

Viele Einheimische nahmen etwas ab, denn es gab so etwas noch nicht zu kaufen. Konnte ein Einheimischer von dem Angebotenen etwas gebrauchen, bekamen die Händler Speck, Wurst, Eier, eben einige leckere Sachen zum Essen.

Als wir ab Herbst 1945 wieder zur Schule gingen, sahen wir ab und zu Menschen auf einem Fahrrad, die einen fest zusammen gerollten Teppich am Herrenrad befestigt hatten. Auch auf dem Gepäckträger klemmte eine volle Tasche. Bald erfuhren wir, dass oftmals hungrige Menschen aus Stade 32 Kilometer bis nach Allwörden gefahren waren. Sie taten das für ihre hungrige Familie.

Wir Flüchtlinge hatten nichts zum Tauschen. Auf unsere Flucht konnten

wir nur das mitnehmen, was wir auch tragen konnten. Oft tat uns Kindern der Rücken weh vom schweren Schleppen, und wir hatten auch Hunger.

Etwa 1947 bis 1948 liefen die Tauschgeschäfte allmählich aus. Viele Bewohner klebten Zettel an die Haustüre: „Wir tauschen und geben nichts.“ Wie Kinder so sind, flüster-

ten wir anderen Kindern ins Ohr: „Jetzt haben die Bauern ihre Kühe auf Teppichen im Stall liegen, und nun brauchen sie nichts mehr und geben auch nichts mehr.“ Oder haben auch Erwachsene darüber gelästert?

Bald hörte man nichts mehr über die Zeit, aber die Erinnerung bleibt.

Ingetraud Lippmann

Haustürgeschäfte – Scherenschleifer (um 1960)

Heute kommen ja noch ab und zu Zeugen Jehovas oder der Arbeiter-Samariter-Bund oder Zeitschriftenwerber oder ähnliche Menschen, um an der Haustür etwas anzubieten. Früher, da gab es noch Scherenschleifer.

Ich erinnere mich an meine Zeit in Bochum – um 1960. Einmal im Monat kam ein Mann mit einem fahrbaren Gestell angeschoben, und rief laut: „Der Scherenschleifer ist daa!“ Und erstaunlicherweise hatte meine Mutter immer etwas zu schleifen, tatsächlich Scheren oder eben ein Brotmesser, das mal wieder etwas schärfer gemacht werden konnte. Es war wohl ganz normal, dass man solchen Dienst in Anspruch nahm.

Ich habe „irgendwie“ im Kopf, dass das ein Zigeuner war. Aber Zigeuner verdienen sich eben damit ihr Geld.

Er hatte einen großen Wetzstein und die zu schärfende Seite wurde mal von dieser Seite, mal von der anderen Seite, oft etwas schräg an den kreisenden Stein gehalten. Der Stein war genässt, und hinterher schnitt das Teil wirklich sehr viel besser. Ich kann mich nicht erinnern, dass man so etwas selbst machen konnte oder dass es irgendwo einen Laden gegeben hätte, in dem man „Schleifen“ hätte machen lassen können. Eine Marktlücke also.

Carsten Stern

Spenden an der Haustür (ca. 1980)

„Das wird Ihnen noch leid tun, wenn Sie alt sind. So etwas Herzloses. Das ist uns noch nie vorgekommen. Das werden Sie noch sehen, wenn Sie selber Hilfe brauchen. Wie kann man nur so geizig sein.“

Zwei Damen einer sehr bekannten gemeinnützigen Wohlfahrtsorganisation polterten die zwei Stockwerke im Treppenhaus hinunter. Schimpften so laut und rüde, dass es auch bestimmt jeder Bewohner im Haus mitbekom-

men konnte – und sicher auch: sollte! – über diesen herzlosen Menschen da oben, der sich jeder Hilfe verweigerte. Wie kann man nur so halsstarrig sein, die brauchen Hilfe und der sagt einfach nein, ich gebe nichts. Das ist ja wohl die Höhe.

Mich stört das Verhalten noch heute, 30 Jahre später. Sonst hätte ich den Vorfall wohl auch nicht behalten.

An einem Sonntagmorgen zur Frühstückszeit klingelte es nämlich an meiner Wohnungstür. Ich machte auf, etwas verdutzt, denn wer kann um 10 Uhr am Sonntag schon vor der Tür stehen? Draußen standen zwei mittelalte Damen und fingen sofort wie ein Wasserfall zu reden an: „Guten Morgen, Herr Stern...“ Mein Name stand ja an der Tür, aber das plump Vertrauliche von wildfremden Menschen mag ich noch heute nicht.

Gestern kam auch so eine Dame an die Tür: „Sind Sie Herr Carsten Stern? Ja? Gerade Sie suchte ich.“ So etwas mag ich schon gar nicht, weil es in 101 % aller Fälle nicht stimmt. Dann reichte sie mir auch noch die Hand, schlapp wie ein halbfeuchter Waschlappen. Von da an brauchte sie eigentlich nichts mehr zu sagen, sie hatte schon verloren. Entsprechend schroff habe ich sie abgefertigt.

Doch zurück zu diesen beiden Sonntags-Frühstücks-Störern: sie sprudelten wie ein Wasserfall, ich hätte ja wohl von der Soundso-Katastrophe gehört, sie seien von der XY-Organisation und sammelten für die Opfer, sie brauchten nicht nur

Kleidung, sondern sie brauchten vor allem Geld und ob ich nicht – Klimper-klimper mit der Dose – auch eine angemessene Spende, guter Zweck, auch etwas für die soziale Einstellung und darauf sind wir doch alle angewiesen, nur so können wir...

„Ich gebe nichts an der Haustür.“ Wie ein Bombeneinschlag war dieser Einwand. Der Wasserfall hörte auf. Aber nur kurz.

Die Programmierung der beiden war eine andere. Die neue Platte war Vorwurf: Nur kurze Verzögerung bei den Beiden, dann kam die soziale Verachtung: „Sie müssen doch eine soziale Verantwortung haben, es kann genauso gut auch Sie treffen, wir sind alle darauf angewiesen, dass Menschen helfen, wie können Sie nur ...“ Das war nun nicht gerade ein Programmablauf, der das Portemonnaie öffnet. „Sie wissen doch gar nicht, was ich woanders spende!“, wagte ich zu entgegnen. Gespräch war aber nicht gefragt, zuhören auch nicht.

„Also, Sie werden sich noch umsehen, Ihnen wird es auch mal schlecht gehen, wenn Sie Hilfe brauchen, dann hilft Ihnen keiner, wie kann man nur so ...“ Wild schimpfend und stampfend polterten sie die Treppen hinunter.

Die Beleidigungen dieser beiden Damen ließen mich überlegen, ob ich nicht bei dieser Organisation anrufe. Sie sollten ihre Leute doch mal gerne schulen, wie man höflich auftritt, vielleicht sogar, wie man Menschen

motiviert, wenn man sie schon beim Frühstück stört. Aber am Montag war der Ärger weitgehend verraucht.

Nur denke ich auch heute noch: Sicher haben es die Menschen schwer, die an der Tür betteln gehen für soziale Zwecke. Aber sie dürften gerne in etwas mehr Ehrfurcht kommen und erst einmal fragen, ob man von dem Thema schon etwas mehr gehört habe und ob man bereit ist, noch etwas mehr zu hören. Vielleicht öffnet das verstockte Seelen und fördert sogar die Bereitschaft zum Geld-

geben, wenn man woanders schon etwas gegeben hat?

Das schlechte Gewissen herbeizurufen ist noch nie gut gewesen fürs Spenden. Ich mag Bekehrungsversuche nicht hören, schon gar nicht an der Haustür, aber wenn jemand es doch versucht, soll er doch bitte die nötige Distanz halten und mir immer noch die Freiheit der Entscheidung lassen. Das war bei diesen beiden Damen und ihrem guten Zweck leider ganz anders.

Carsten Stern

Zeitzeugen im Dialog (Nachträge)

Nachtrag Schule Dörpsweg

Rückmeldung der Lehrerin Sylvia Hansen.

„Lieber Herr Günther,

(...) Auch dieses Jahr ist Ihr Besuch bei den Schülern sehr gut angekommen.

Sie schätzen die Möglichkeit, konkrete Nachfragen auch zum Alltag stellen zu können und so im Gespräch ihr Informationsbedürfnis stillen zu können. Dabei erleben sie Ihre spontanen Reaktionen, was für diese Generation die Ereignisse vom Fernsehen in die Wirklichkeit rückt.

Meine Schüler empfinden als Normalität in der Schule und in der Erziehung etwas anderes als Herr Hensel es an einigen Stellen voraussetzte – Schläge zum Beispiel gehören heute fast gar nicht mehr dazu. Aber genau aus solchen Aspekten entstehen auch interessante Gesprächsanlässe. (...)“

Nachtrag „inab“ in Winsen

Zum Besuch von Claus Günther und Karl-August Scholtz in der , am 31. Mai 2010.

Das Feedback der Berufsschüler istz entnommen aus der eigenen Homepage. Frage „Was hat mich am meisten beeindruckt?“:

„Dass so alte Menschen sich die Mühe machen, um uns Schülern nach was aus der damaligen Zeit zu erzählen.“

Auf die Frage: „Was war anders, als ich gedacht habe?“

„Dass man mit jungen Jahren in den Krieg gehen musste. Dass mit der Synagoge. Und die Lieder über Hitler und so.“

„Dass oft Dinge bestraft wurden die eigentlich harmlos waren, und Dinge, wie z. B. das Ankreuzen der Kästchen bei der Wahl (...)“

Zeitzeugen im Dialog

Gymnasium Heidberg

Emmi Füllenbach und ich waren vom Gymnasium Heidberg am 28. Oktober 2010 zur Eröffnung der Ausstellung „50 Jahre Zerrbilder – Deutsche und Russen in Karikaturen 1941–1991“ eingeladen, die wieder eine Gemeinschaftsarbeit des Gymnasiums Heidberg mit der Schule Nr. 72 in St. Petersburg war.

Schon vor einem Jahr hatten bei einem Vorbereitungstreffen mehrere unserer Zeitzeugen zur Beurteilung dieser Bilder beigetragen. Berndt Wegner von der Deutsch-Russischen Gesellschaft brachte uns beide wieder mit seinem Pkw in das für uns ferne Langenhorn, wo wir von Frau Dr. Hertel und der Lehrerin der russischen Schule, Frau Chrulewa, als „schon alte Bekannte“ sehr herzlich begrüßt wurden.

Nach offiziellen Begrüßungsworten der Schulleiterin und Einleitungsworten russischer und deutscher Schüler hörten wir vom Schulorchester des Gymnasiums wunderbar gespielt die musikalischen „Bilder einer Ausstellung“ von Mussorgskij. Es folgten noch Grußworte der Präsidentin der Hamburgischen Bürgerschaft, Barbara Duden, und von Herrn Thiemann, Vertreter der Behörde für Schule und Berufsbildung.

Danach wurde im Rahmen eines kleinen Imbisses auf 25 Tafeln die Ausstellung in Texten und Bildern auf Deutsch und Russisch präsentiert, die bereits bundesweit Aner-

kennung gefunden hat und in St. Petersburg schon gezeigt worden ist. Eine beeindruckende Ausstellung!

Karl-August Scholtz

„Nachbarschaft verbindet“:

Besuch der Begegnungsstätte ViaCafélier in Hamburg-Bahrenfeld am 27. September 2010

Frau Nina Schmidt vom ViaCafélier, eine Einrichtung für Bahrenfelder Bürger und zur Arbeitsanleitung und Belastungsprüfung für Menschen mit psychischen Erkrankungen sowie für Veranstaltungen von Familienfeiern, organisierte aufgrund der o. g. Initiative ein Treffen mit Zeitzeugen, die in Bahrenfeld oder Altona wohnten, oder gewohnt haben.

Wilhelm Simonsohn, der schon als Kind in Bahrenfeld wohnte, und ich, die zwanzig Jahre lang in Altona lebte, nahmen die Einladung zu einer Gesprächsrunde an.

Es fanden sich zwar nur sechs Teilnehmer ein, aber es entspann sich ein lebhaftes Gespräch über die frühere Zeit und die damaligen Wohnverhältnisse. Besonders Wilhelm Simonsohn konnte mit seinem spritzigen Charme als alteingesessener Bahrenfelder viele interessante Erlebnisse zum Besten geben.

Die Teilnehmer zeigten sehr großes Interesse an unserer Zeitzeugenarbeit. Wir wurden nach unserem Buch gefragt, was nun einen Nachdruck zur Folge haben wird.

Lore Büniger

Besuch der Caritas-Berufsschule für Pflege, HH-Altona, Haferweg 38

Am 25. Oktober 2010 besuchten Thea Kohnert und ich die Caritas-Berufsschule für Pflege. In der Klasse waren ca. 25 Altenpflege-Schülerinnen. Begleitet wurden wir von den beiden Praktikantinnen des Seniorenbüros, Daniela Däubner und Christiane Stellmach. Das angefragte Thema war „Alten- und Krankenpflege gestern und heute“ und „Motivierung von Altenheimbewohnern durch die Pfleger zu sinnvollen Tätigkeiten, z. B. Erinnerungsarbeit in der Art von Erzählcafés“.



Nach kurzer Vorstellung berichtete Thea Kohnert darüber, wie sie 1942 als 17-Jährige ohne intensive Ausbildung als Lernschwester hart gefordert wurde. Schon bald musste sie im Lazarett die Aufgaben einer Stations-Schwester übernehmen, denn es gab immer mehr Verwundete von der Front sowie Bombenopfer, jedoch keine nennenswerten Aufstockungen des Personals. Medizinische Hilfsmittel wurden immer knapper,



Die Zeitzeuginnen Lore Bünger und Thea Kohnert (v. l. und Bild unten) in der Berufsschule für Pflege

Verbände wurden ausgewaschen und wieder verwendet. Es war die harte

Kriegs- und Nachkriegszeit, die ihre Jugend prägte. Mein Beitrag bezog sich auf die heutigen Eindrücke von Pflegediensten. Mein Mann war ein Jahr in einem Heim außerhalb Hamburgs und lebt jetzt seit zwei Jahren in einem Heim in Osdorf/Blankenese. Er ist in einer Abteilung für demente Menschen. Er wird dort gut betreut, aber

das Pflegepersonal steht durch die vorgeschriebenen Minuten unter großem Zeitdruck. Dazu kommt umfangreiche Schreibaarbeit, die verlangt wird. Dieses wurde auch von den Pflegeschülern bestätigt.

Für Frau Casper als Leiterin unserer Gesprächsrunde war es auch wichtig, dass wir von unserer ehrenamtlichen Tätigkeit als Zeitzeugen berichten. Wie kann man ältere Menschen im Heim motivieren, ihre Erinnerungen

zu erzählen, sie evtl. aufzuschreiben? Wie können wir sie noch für den Computer/Laptop interessieren? Zeitzeugen als Beispiel!

Die Pflegeschüler fragten, ob wir auch zum Vorlesen in Pflege- und Altenheime gehen. Das konnten wir bestätigen. Die Gruppe Schreiben und Lesen hat dieses schon in einigen Heimen getan.

Wir verteilten Info-Material und hoffen, einige Anregungen gegeben zu haben.

Lore Bünger

Lesung in der Berufsfachschule für Wirtschaft und Steuern, 19. Oktober 2010.

Bei diesem Wettbewerb ging es um das Thema „Freundschaft, Grenzen überwinden, Freundschaften schließen“. Zehn der ausgewählten Geschichten und Gedichte wurden vorgelesen, alle von den Schülern selbst geschrieben.

Ich bin immer noch begeistert über die wunderbaren Texte. Ich war Teil der Jury und hoffe, dass ich alle an-



gemessen bewerten konnte. Als letztes las ich mein selbst geschriebenes Gedicht „Freundschaft“ vor.

Mit der Lehrerin, die diese Schreibgruppe leitet, bin ich weiterhin in Verbindung.

Ingetraud Lippmann



Auditorium, Ingetraud Lippmann beim „Voten“ (o. r.) und bei der Lesung mit Frau Hartmann (u. r.)



Bei der Lesung mit der Lehrerin Frau Hartmann.

Mauerfall: Ein Schulbeispiel zum 9. November 2010. Katholische Schule, Danziger Straße

„Eine Mauer selbst stand nur innerhalb der Stadtgrenzen von Berlin.“ „Und wenn jemand weg wollte, nach West-Berlin, warum ging er dann nicht um die Mauer herum und kam von der anderen Seite nach West-Berlin?“ „Wie hoch war die Mauer? Da konnte man doch einfach rüberklettern!“

Konnte man nicht, weder „drumherum“ noch „rüberklettern“. Einmal sich als Älterer vorzustellen, ja für Stunden zu hören, was sich 50 Jahre jüngere Schüler, 16, 17 Jahre alt, heute unter „die Mauer“ vorstellen, war für uns eindrucksvoll. In der Tat: es gibt keine Vorbilder auf der heutigen Welt, wie eine Grenze aussah, wie sie zwischen Ost- und Westdeutschland bis vor 20 Jahren bestand – außer vielleicht in Korea. Aber wer kommt schon dorthin? Und wer macht sich das als Zeitzeuge über eine so kurz zurückliegende Vergangenheit klar?

Ein Experiment über Ansichten zur Pogromnacht vor über 70 Jahren und zum Mauerfall vor über 20 Jahren fand für Schüler und drei Zeitzeugen (Peter Petersen, Claus Günther und ich) in der Katholischen Schule in der Danziger Straße statt.

Die Schule hatte an einem Vormittag den 9. November den Schülern nahe gebracht: 1918, 1923, 1938 und 1989. Alle Schüler der oberen zwei Klassen durchliefen diese vier Stationen in vier Klassenräumen für je-

weils eine Unterrichtsstunde. Ich hatte als Zeitzeuge des Mauerfalls in Berlin meinen Part mit einem Lehrer der Schule – jener heute 40 Jahre alt und damals, 1989, wohnhaft 15 km von der Grenze entfernt – nur eben auf östlicher Seite in Mecklenburg.

Die Grenze als Grenze klarzumachen, war noch möglich – nur dass und wie sie undurchdringlich war, ist heutigen Jugendlichen völlig unklar, wie die Fragen eingangs zeigen. Für uns Zeitzeugen macht das deutlich: wir dürfen an Wissen nichts voraussetzen. Jeder Mensch von heute urteilt aus seinem Alltag von heute – wie sollte er es auch anders kennen?

Und heute gibt es keinen „Todesstreifen“ an einer Grenze – und auch das Wort alleine hilft Heutigen als Erklärung nicht weiter, weil sich damit keine Bilder verbinden. So steht die Frage nach dem Mauer-Drumherumgehen in einer Linie mit der Frage zum Krieg: „Und warum haben Sie nicht einfach verweigert, wenn Sie nicht in den Krieg wollten?“

Das Andere von früher ist auch das völlig Andere von Lebensumständen früher. Und auch Lebensumstände können Zeitzeugen vermitteln. Nur – etwas mehr als eine Unterrichtsstunde wäre dafür besser gewesen. Dennoch: etliche Schüler haben ein Verständnis mitgenommen und neues gehört – das allein ist erst einmal schon genug. Und ein Gespräch mit einem Russland-stämmigen Schüler war dann auch ein kleines Lehrstück für uns Zeitzeugen: „Wer niemals in

einem armen Land gewesen ist, wo man nichts anderen hört und sieht als nur die Armut, der kann sich gar nicht vorstellen, wie es woanders ist.“ Das war für jeden DDR-Bürger anders als für einen Russen – dank des Westfernsehens.

Und das ist für jeden Heutigen nicht anders für seine Vorstellung vom Leben von vor 20 oder 70 Jahren: er sieht nichts anderes als dieses Land heute. Dass dieses Land (in Teilen) damals ein anderes, fremdes Land war, bringt eine solche Schulveranstaltung näher.

Carsten Stern

Reaktion zum Besuch in der Katholischen Schule zum 9. November:

„Lieber Herr Günther, an dieser Stelle, zu dieser Stunde nur ein kurzes Feedback: Ich habe in den Klassen, in denen ich unterrichte, eine ausführliche Nachbesprechung vorgenommen.

Die Berichte der Zeitzeugen sind in allen Jahrgängen 7, 8, 9, 10 sehr gut angekommen. Auch die Schüler haben geäußert, dass sie gern noch mehr gehört hätten. Vielen war es peinlich, dass einige Schüler gerade bei den Zeitzeugenberichten gestört hatten. Für die Schüler war es aber ein Tag, wo sie insgesamt etwas über den 9. November erfahren haben.

Die Schüler haben die Gestaltung des Tages insgesamt als sehr positiv empfunden, weil sie das Gefühl hatten, viel über die deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert erfahren zu

haben. Die „Station“ Zeitzeugen war in dem gesamten Programm die beste Station. Ich muss mich bei Ihnen, bei Herrn Stern und Herrn Petersen ganz herzlich bedanken.

Ich würde sehr gern noch einmal bei Ihnen in der Brennerstraße vorbeikommen, um Ihnen eine persönliche Rückmeldung zu geben. Auch bei meinen Kolleginnen und Kollegen ist Ihr Besuch sehr gut angekommen. (...) Viele Grüße an Sie und an die anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmer der Zeitzeugenbörse.

Maria Beimel“

Interview mit amerikanischer Buchautorin am 8. November 2010

Die aus den USA stammende Romanautorin Tobsha Learner, die im englischsprachigen Raum bereits durch mehrere erfolgreiche Werke wie „Madonna Mars“, „Sphinx“ oder „Soul“ erfolgreich auf sich aufmerksam machen konnte, besuchte am 8. November 2010 mit ihrem Dolmetscher Henning Bochert das Seniorenbüro Hamburg. Anlass hierfür war eine von der Autorin breit angelegte Recherche für ihr nächstes historisches Werk „Die Hexe von Köln“, bei dem eine der Romanfiguren aus dem politischen linken Spektrum um 1953 in Hamburg lebt.

Tobsha Learner wandte sich daher an unsere Zeitzeugen, vertreten durch die Damen Bünger und Jensen sowie die Herren Eccard, Günther, Petersen und Walther. Sie befragte sie zu den Lebensumständen in der damaligen

Zeit und zu Ereignissen im und vor dem Jahr 1953. Des Weiteren wurde über die Lebensbedingungen diskutiert, wie sie jeder einzelne der Betroffenen erlebt hatte.

Um sich ein Bild über den Zustand der Stadt nach Kriegsende machen zu können, fragte die Autorin die Zeitzeugen nach dem Grad der Zerstörung Hamburgs und welche Auswirkungen dies auf das tägliche Leben der Bevölkerung hatte. Darüber hinaus interessierte sie sich außerdem für den Zustand Deutschlands und inwiefern politische Ereignisse Einfluss auf das Leben der Menschen



von damals, insbesondere auf das der Linksorientierten, hatte.

Das Interview mit der US-Autorin und den Zeitzeugen gestaltete sich für beide Seiten als eine sehr aufschlussreiche Begegnung.

Daniela Däubner

Christiane Stellmach (auch Fotos)



Die Autorin, Tobsha Learner, Dolmetscher Henning Bochert und die Zeitzeugen Claus Günther, Lore Bünger, Peter Petersen, Herr Walther (v. l. n. r.) beim Besuch im Seniorenbüro.

*Treffen - Termine - Ankündigungen***ZEITZEUGEN****Stadtführung St. Georg****(Bereich Lange Reihe/Koppel)**

In Kooperation mit der Ahrensburger Zeitzeugengruppe wird uns Maren Cornils durch einen Ausschnitt des Stadtteils St. Georg führen.

Ausgehend von der St. Georgskirche werden in der der Koppel und der Langen Reihe mehr über einen quirligen Stadtteil im Wandel erfahren. Insbesondere werfen wir einen Blick auf das Zusammenleben und auf das geplante, aber nicht realisierte Projekt „Alster-Manhattan“ von 1966, Sanierungen und zur Gentrifizierung St. Georgs.

Der Abschluss der Begehung wird am Mariendom stattfinden, bevor wir durch den Lohmühlenpark gemeinsam im Seniorenbüro in der Brennerstraße uns zum Austausch zusammenfinden.

Thema unseres Gesprächs werden – unter Einbeziehung des Gehörten – eigene „Vorstellungen vom Wohnen“ der Nachkriegszeit sein, sowie die Veränderung der ländlichen und städtischen Umgebungen in dieser Zeit.

Termin: Dienstag, 5. 4. 2011, 14 Uhr bis ca. 17 Uhr.

Ablauf: Treffpunkt St. Georgskirche („Dreieinigkeitskirche“), St. Georgs Kirchhof 19 (nahe Hauptbahnhof-Süd). Ca. 1 Stunde Begehung. Danach Austausch mit Kaffee im Seniorenbüro Hamburg. Teilnehmerzahl begrenzt, daher ist eine vorherige Anmeldung im Seniorenbüro erforderlich (Tel. 040-30399507)

Zeitzeugengruppe Wedel

Themen für Januar und April 2011

Unsere nächsten Treffen sind am Dienstag 11.01.2011 Thema : „Reisen nach dem Krieg“ und am Dienstag 12.04.2011, Thema „Gebäude in Wedel-früher und heute“. Jeweils um 10.00 Uhr im Rathaus Raum Vejen

Die Gruppe Wedel ist jetzt – inklusive eines Flyers – auch im Internet zu finden: www.wedel.de, dann unter „Leben in Wedel“ – Senioren – Seniorenbeirat, darin der Beitrag über die Zeitzeugenbörse.

Thema der nächsten Ausgabe:

„Was ist aus alten Begriffen geworden (z. B. Schottsche Karre)?“
Beiträge zur „Deutschen Teilung“.

Nächste Ausgabe (Zeitzeugen Nr. 46): Redaktionsschluss: 08. März 2011.

ZZB-Geschäftsstelle

Zeitzeugenbörse Hamburg, p. A. Seniorenbüro Hamburg e.V., Brennerstr. 90, 20099 Hamburg
Tel.: 040 – 30 39 95 07 Fax: 040 – 30 39 95 08
senioren1@aol.com
www.seniorenbuero-hamburg.de

V. i. S. d. P.: Ulrich Kluge



Termine Zeitzeugenbörse Hamburg

Gruppen Erinnerungsarbeit: Erlebtes in die Erinnerung zurückrufen und diskutieren. Auch für neu hinzu kommende Interessierte.

Gruppe City

Leitung: Dr. Werner Hinze
 Jeden 1. und 3. Dienstag im Monat,
 von **10.00-12.00 Uhr**, im Seniorenbüro,
Brennerstr. 90, (U1 Lohmühlenstraße).
 Januar: 04. + 18. Jan. 2011
 Februar: 01. + 15. Feb. 2011
 März: 01. + 15. Mrz. 2011
 April: 05. + 19. Apr. 2011

IG Schreiben & Lesen

Leitung Ingetraud Lippmann
 Jeden letzten Dienstag im Monat, von
10.00-12.00 Uhr, im Seniorenbüro,
Brennerstr. 90 (U1 Lohmühlenstr.).
 Januar: 25. Jan. 2011
 Februar: 22. Feb. 2011
 März: 29. Mrz. 2011
 April: 26. Apr. 2011

Gruppe Eppendorf

Leitung: Richard Hensel
 Jeden 2. und 4. Montag im Monat, von
10.45-12.45 Uhr, im LAB-Treffpunkt
 Eppendorf, Eppendorfer Weg 232.
 Januar: 10. + 24. Jan. 2011
 Februar: 14. + 28. Feb. 2011
 März: 14. + 28. Mrz. 2011
 April: 11. Apr. 2011

Gruppe Quickborn

Leitung: Annemarie Lemster
 Jeden 1. und 3. Do. im Monat, **10.00-12.00 Uhr**. Freizeitraum Kirchengem.,
 Lornsenstr. 21-23, Quickborner Heide.
 Januar: 06. + 20. Jan. 2011
 Februar: 03. + 17. Feb. 2011
 März: 03. + 17. Mrz. 2011
 April: 07. + 21. Apr. 2011

Gruppe Ahrensburg

Im Peter-Rantzau-Haus, Woldenhorn 3
 (Ahrensbg.).
 Tel. 04102- 21 15 15, Elke Petter.
 Jeden 2. Freitag, 10.00-11.30 Uhr.

Gruppe Wedel

Rathaus Wedel, Raum „Vejen“ im Erd-
 geschoß, 10.00-12.00 Uhr
 Kontakt: Dorothea.Snurawa@arcor.de
 12. Apr. 2011: Gebäude in Wedel

Vierteljahrestreffen

Dienstag, 05. Apr. 2011, 14.-17.00 Uhr
 Rundgang-Dauer: Ca. 1 Std. Wir tref-
 fen uns nach dem Rundgang im Senio-
 renbüro (ausführlich Seite 19).

Erinnerungswerkstatt Norderstedt

Beim Lernverbund Norderstedt, jeden
 2. Dienstag, **10.00 Uhr**, beim DRK
 Norderstedt, Ochsenzoller Str. 124.
 Weitere Infos: www.ewnor.de.

Redaktion: Peter Bigos, Lore Bünger, Emmi Füllenbach, Claus Günther, Richard Hensel, Ulrich Kluge, Ingetraud Lippmann, Karl-August Scholtz, Carsten Stern. Wir danken allen Autoren und Autorinnen, die ihre Beiträge in dieser Ausgabe und für eine Internet-Publikation zur Verfügung gestellt haben. Änderungen behält sich die Redaktion vor.